

Mission Sierra Leone: Der Einsatz der Clowns im Krisengebiet

Wenn die Gesundheitsversorgung mangelhaft ist, das Sterben zum Alltag gehört und die Menschen kaum Vertrauen in die Medizin haben – können die Rote Nasen **Clowndoctors** in einer solchen Situation etwas ausrichten? Ein Team hat in Sierra Leone getestet, wie das Konzept des Clowns in einer Krisenregion in Westafrika funktioniert. **VON ERICH KOCINA**

Meuna schaut erstaunt auf ihren Zeigefinger. Gerade hat ein Mann mit einer roten Clownnase einen Plastikvogel mit dem Schnabel voran auf ihre ausgestreckte Hand gesetzt. Mühelos hält der magische Vogel dort die Balance. Ihr Mund, der vorher noch geschlossen war, öffnet sich. Ihre Zähne sind zu sehen, ein wenig vom Zahnfleisch. Auch ihre Augen, die vorher ausdruckslos ins Leere gestarrt haben, als sie ihre Zwillinge gestillt hat, öffnen sich weit. Meuna lächelt.

Während der Ebola-Epidemie sind mehr als zehn Prozent der Ärzte gestorben.

Es ist das erste Mal an diesem Tag, dass die Stimmung in der Abteilung für unterernährte Kinder gelöst wird. Auf zwölf Betten verteilt liegen hier Mütter mit ihren Babys, die versorgt werden müssen. Eine stillt ihr Kind, eine andere löffelt ihrem kleinen Sohn langsam Brei in den Mund, die Moskitonetze über den Betten sind hochgezogen. Nur die vier Clowns, die sich im Zimmer aufgestellt haben, passen nicht so recht ins gewohnte Bild. „Lollipop, Lollipop“, klingt es auf einmal durch den Raum. Und während Marina Bazulic mit roter Nase, viel zu großer Brille und Ukulele durch das Zimmer wandert, richten sich die Blicke der Mütter auf das Geschehen. Manche schauen etwas ungläubig, einige andere beginnen dagegen schon, im Rhythmus des Liedes der Clowns mitzuwippen.

Gesundheitswesen in der Krise. Emergency Smile heißt das Programm, das die Rote Nasen Clowns in das Spital in Kabala im Norden von Sierra Leone gebracht hat. Mit einem Team von vier Clowns, einem künstlerischen Leiter und einem Koordinator hat man sich für einen ganzen Monat in das westafrikanische Land aufgemacht. Ziel der Mission ist es, so wie auch bei ihren Klinikeinsätzen in Europa, Menschen in Krankenhäusern aufzuheitern, ihnen im Alltag der medizinischen Routine Abwechslung zu bringen – und auch Lebensfreude zu vermitteln. Nur, dass es bei diesen Auslandsmissionen eben um Krisengebiete geht. Und Krise ist auch eine treffende Beschreibung, wenn es um das Gesundheitswesen des Landes geht.

IN ZAHLEN

7
 Mio. Einwohner hat Sierra Leone laut der Zählung von 2015.

51
 Jahre beträgt laut WHO die Lebenserwartung.

0,02
 Ärzte kamen laut Zählung von 2010 auf 1000 Menschen.

4
 Krankenhausbetten kommen auf 10.000 Einwohner.

Medizinische Versorgung ist in Sierra Leone weit von europäischen Standards entfernt. Das beginnt schon beim medizinischen Personal selbst. Das Land hat einen der geringsten Anteile an Ärzten weltweit – während etwa in Österreich 2015 auf 1000 Menschen 5,15 Ärzte kamen, lag der Anteil in Sierra Leone im Jahr 2010 bei 0,02. Und im Lauf der Ebola-Epidemie, die das Land zwischen 2014 und 2016 heimsuchte, sind laut Schätzungen mehr als zehn Prozent der Ärzte und rund zwanzig Prozent des medizinischen Personals gestorben. Auf 10.000 Einwohner kommen vier Krankenhausbetten, die Lebenserwartung liegt laut WHO bei etwa 51 Jahren.

Schlecht erreichbare Orte. Die Situation in der Gesundheitsversorgung ist ein Grund, warum Ärzte ohne Grenzen mehrere Teams in Sierra Leone stationiert haben. Die Hilfsorganisation, die sonst vor allem in akuten Konfliktsituationen weltweit ausrückt, um Leben zu retten, hat hier eine etwas andere Aufgabe. Es geht darum, strategisch etwas zu ändern. Wobei manches Problem gar nicht ursächlich im medizinischen Sektor liegt. „Viele Orte sind schlecht zu erreichen“, sagt Gala Lopez, „und viele Eltern bringen ihre Kinder erst sehr spät, wenn sie Probleme haben.“ Abgesehen davon, meint die 28-jährige Spanierin, die für Médecins Sans Frontières (MSF) als Krankenschwester in Kabala arbeitet, fehle es auch an Bewusstsein.

Bewusstsein überhaupt einmal dafür, dass jemand ein gesundheitliches Problem hat. Bis dann jemand erkennt, dass man professionelle Hilfe braucht, ist es oft ein weiterer langer Schritt. Dazu kommt, dass es vor allem in länd-



lichen Regionen auch noch ein Misstrauen gegenüber der Medizin gibt – nicht wenige glauben etwa, dass die Ebola-Epidemie erst durch das medizinische Personal gebracht wurde.

Auch in Sierra Leone lachen die Menschen, wenn ein Clown theatralisch stolpert.

Auch dieses Misstrauen versuchen die Roten Nasen, für die MSF als lokaler Kooperationspartner fungiert, mit den Mitteln der Clowns zu beseitigen. In einem Vorraum der Geburtstation starten sie eine Performance – angeleitet durch die Gesänge haben sich einige Dutzend Patienten und Spitalmitarbeiter eingefunden. Daniel Rüb, der einzige männliche Clown des Teams, trägt plötzlich einen Babybauch vor sich her. Mit viel Pantomime, erstaunten Blicken und ein paar Brocken Englisch wird die Situation erklärt. „Baby!“, ruft Daniel aus. Dann ist da ein Schmerz, er hält sich die Hand auf den Bauch, seine Kollegin Timea Till eilt mit einem Stethoskop herbei, hört ihn ab. „Doctor, Doctor, Hospital“, ruft sie. „No, no“, schreit Daniel. Doch dann ist da wieder der Schmerz. Theatralisch lässt er sich im Plastikstuhl zurückfallen und seufzt: „Okay, Hospital!“

Die Zuschauer amüsieren sich – ein schwangerer Mann, das wirkt schräg. Und auch die Slapstickeinlagen,

Links: Meuna stillt ihre Zwillinge in der Abteilung für unterernährte Kinder im Spital von Kabala. Rechts: Clown Marina Bazulic blödet mit einem Mitarbeiter.





Einsatz in Afrika:
 Rote-Nasen-Clown
 Daniel Rüb spielt
 mit einem Buben in
 der Ambulanz des
 Spitals von Kabala.
 // Tricht-Kocira

jedes übertriebene Stolpern, jede drastisch ausgeführte Bewegung sorgen für Lacher. Dass die Figur des Clowns in dieser Gegend keinerlei Tradition hat, scheint keine Rolle zu spielen. Manche Konzepte wirken universell. Nur bei manchen Details dauert es etwas – Seifenblasen etwa kommen anfangs nicht gut an, fast ist da so etwas wie Furcht. Erst nach und nach entsteht Vertrauen, und schon am nächsten Tag versuchen einige Schwestern, Seifenblasen in der Luft zu fangen.

„Es ist wichtig, die Menschen in ihrer Kultur anzusprechen, ihnen Anknüpfungspunkte zu geben“, sagt Giورا Seeliger. Das ist etwa der Versuch,

beim Tanzen den Stil des Landes nachzumachen – da können die Zuschauer mitmachen. Und sich über die Clowns amüsieren, die es nicht so gut können. Auch das, meint der Mitbegründer und künstlerische Leiter der Rote Nasen, gehöre zum Konzept des Clowns – sich selbst mit seinen Schwächen darzustellen. Und damit die Menschen im Spital, die gerade in einer schwachen Position sind, stärker zu machen.

Doch es sind nicht nur die Vorführungen in Spitälern und anderen Einrichtungen, es geht auch um eine nachhaltigere Vermittlung ihres Konzepts. Darum, dass die Betreuer und Helfer vor Ort in ihrer Arbeit auch

einen stärkeren Blick auf die Zufriedenheit, das seelische Wohlergehen ihrer Patienten richten. Das sind aus europäischer Sicht oft simpel wirkende Dinge. Nicht einfach nur zu behandeln, sondern den Menschen auch mit Empathie zu begegnen, zum Beispiel.

Ein Kind, das ein Medikament verabreicht bekommen soll, nicht einfach mit einer Spritze traktieren. Sondern ihm die Angst nehmen. Das kann schon damit beginnen, dass man das Kind mit dem Namen anspricht. Und auch eine Spritze hat plötzlich eine andere Erscheinung, wenn man sie schon vorher immer wieder in einem lockeren Zusammenhang vorgestellt hat –

HINWEIS

Der Flug des Autors wurde von der Rote Nasen Clowndoctors finanziert, der Aufenthalt in Sierra Leone von Ärzten ohne Grenzen unterstützt.

indem etwa ein Betreuer bei den Visiten ein Flugzeug daraus bastelt.

Mehr als 30 Menschen haben sich am Nachmittag in einem kleinen Raum im Spital versammelt – lokale Mitarbeiter des Spitals, einige internationale MSF-Mitarbeiter. Es ist ein Workshop, bei dem die Clowns genau solche Tricks verraten, mit denen der Klinikalltag etwas leichter gemacht werden kann – und das ohne allzu viel Aufwand. Ein Tablettenröhrchen wird da schnell zum Fernrohr. Und aus einem aufgeblasenen Gummihandschuh wird mit ein paar Filzstiftstrichen eine Puppe mit Augen, Nasen und Haaren.

When the Clowns Go Marching In. Am anderen Ende des Ganges, auf der Station für Neugeborene, herrscht indes Ruhe, als zwei Clowns flüsternd hereinkommen. Leise blickt Florentine Schara ums Eck. Auf zwei Tischen liegen Babys mit Sonden in der Nase. Die Mütter wirken angespannt. Es ist eine Station, in der ein Clown nicht viel tun kann. „Ihr müsst für uns beten“, sagt eine Schwester. Florentine nickt, nimmt ihre Ukulele und spielt leise ein altes Gospel an. Und mit einem leisen „Oh when the clowns go marching in“ zieht die Clowntruppe langsam wieder aus dem Zimmer hinaus. Die Schwester wippt mit dem Fuß mit, eine Mutter richtet sich im Bett auf und lächelt. Ein Clown muss nicht immer schrill und laut sein. Es kann auch ganz leise und dezent zugehen, wenn man Menschen helfen will, mit ihrer Situation fertigzuwerden. Das gilt überall auf der Welt. Auch in Sierra Leone. //